



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder von der Nordküste Irlands. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder von der Nordküste Irlands.

1.

Wenn es eine Landschaft gibt, welche in Umriß und Farben Charakteristisch ist für das Gemüth und das Leben ihrer Bewohner, so sind es die Gegenden im Norden und Westen Irlands. Behmuth, Trauer, Grauen, liebenswürdige Anmuth und einige fast humoristische Gegensätze in Farbe und Umriß imponiren dem Reisenden, der von Dublin aus hinauf reist, um so mehr, je näher er dem Meere kommt. Dort im Norden hat ein wilder stürmischer Ocean in hunderttausendjährigem Kampf die felsigen Ufer oft durchbrochen und in abenteuerliche Formen und Massen ausgehöhlt. Dort ragen Hügelketten und einzelne Berge, in der größten Mannigfaltigkeit der Bildung, zuweilen in solcher Schönheit der Umrisse, als ob ein künstlerisches Genie sie vorzugsweise zur Freude des menschlichen Auges geschaffen hätte; und all diese Spizen und Höhen schimmern im Sonnenschein, wenn das Heidekraut blüht, in einem so tiefen und reichen Purpurroth, daß sie aus einem Märchenland emporgetaucht scheinen. Dort liegen in den weiten Thälern Süßwasserseen von einer unbeschreiblich lieblichen Klarheit, genährt durch zahlreiche Bergwasser, welche nach einem Regenwetter mit imponirender Macht von dem Felsen herunterbrausen. Weithin strecken sich Feldflächen und Weideländer in einem eigenthümlichen Blaugrün, das mit dem Purpur der grotesken Berge, dem Blau der Seen und der düsteren Farbe des Oceans wunderbar contrastirt. Aber diese Landschaft, voll von Farbe und kühngeschwungenen Linien ist unbelebt, öde, wie durch einen finstern Zauber gebannt. Die schönen Berge sind nicht bekrönt durch die Stämme der Waldbäume, selbst das Buschholz ist nicht auf ihnen heimisch, nur der Stechginster, die charakteristischste Pflanze der irischen Hügel, schmückt sie in den Frühlingsmonaten mit einem lebhaften Hochgelb. Die Buchten und Seen liegen einsam; nur zuweilen zeigt sich ein einzelner Fischerkahn oder ein kleiner Segler, der einer halbtodten Stadt unweit der Küste spärlichen Lebensbedarf zuführt. Die volle, furchtbare Gewalt des ungefesselten Nordmeeres

rollt und tobt und schäumt an der leeren Küste und gegen die Thäler. Unter den grünen Weideflächen ziehen sich in den Niederungen ungeheurere Lager von Torf hin, häufig an schwarzen Sümpfen, an unheimlichen Wasserpfützen, an der dürftigen Vegetation erkennbar. An den Abhängen der Berge, in den weiten Landflächen liegen keine freundlichen Dörfer mit Obstgärten oder Baumgruppen, wie wir sie in unserm Vaterlande kennen. Nur einzelne Erdhütten, erst in der Nähe kenntlich, sind wie große Maulwurfshäuser aus dem Boden aufgeworfen. Statt unserer zahlreichen und wohlgenährten Viehheerden mit dem lustigen, herzerfreuendem Geläut sieht man dort nur wenige magere und kleine Kühe, Schafe und Ziegen, zuweilen ein erbärmlich abgemagertes Roß. Mühsam suchen sie die Grasspizzen unter dem Heidekraut hervor und man merkt ihnen an, daß dies spärliche Futter den größten Theil des Jahres ihre einzige Nahrung ist. Ihre Weidestellen, die von fern so frisch und grün aussehen, zeigen bei näherer Betrachtung zwischen Binsen und Torfpflanzen nur ein sehr kurzes und dünnes Gras; die Freßlust der armen Thiere wird ebenso getäuscht, als das Auge des Reisenden. Statt der sorgfältig bebauten Felder, welche unsere Landschaft nicht immer verschönern, aber dem Reisenden doch behaglich und verständig erscheinen, breiten sich dort große unbebaute Strecken, unordentlich von kleinen kümmerlichen Feldflächen unterbrochen. Statt des lebendigen Geräusches, mit welchem menschlicher Gewerbsleiß unsere Thäler anfüllt, statt dem Dröhnen der Hämmer, dem Klappern der Mühlräder, hört man dort um die Wohnungen der Menschen nur das Geschnatter der Gänse, die in großen Schaaren um die einzelnen Hütten herumwandeln, und das Grunzen der ebenfalls zahlreichen Schweine. Und auf den Bergen, an den Seen, im Heidekraut und in der Nähe der Hütten fehlt vor allem eins, was der schönste Schmuck unserer Landschaften ist, das Flattern und Zwitschern der kleinen Singvögel. Dort hört man nur hier und da den Ton solcher Vögel, die mit der Erde als Lagerstätte vorlieb nehmen müssen, oder das Geschrei der Möven, zuweilen, aber viel seltener als bei uns, den fröhlichen Gesang der Lerchen. Wo sollten die anderen Singvögel ein Zweiglein finden für ihr Nest, da meilenweit weder Baum noch Busch zu sehen? — Aus dieser Mischung von imponirenden Massen, glänzender Buntheit und wilder Einsamkeit kommt jedem, der zuerst das Land betritt, jenes seltsame Gefühl, als wenn man in keinem wirklichen Lande wäre, sondern ein melancholisches Bild sähe oder einen wunderlichen Traum träumte. Und diese Eindrücke werden nicht schwächer, wenn man in dem Lande verweilt, sie werden immer bestimmter, immer mächtiger. Man sieht auf den Bergen, den Feldern und dem fast ununterbrochenen Torfmoor der Niederung überall die Trümmer einer vergangenen reichen und mächtigen Pflanzenwelt. Wurzeln, Aeste und Baumstümpfe von riesenmäßiger Gestalt ragen an tausend Stellen aus dem Boden hervor oder werden beim Graben im Torfmoor in geringer Tiefe gefunden, nicht zersezt und nicht ver-

modert, auch nicht im Uebergange zur Kohle, sie haben ihre Structur und Gestalt behalten und sind nur von Moorbwasser in der Erde schwarz und hart geworden, wie Ebenholz. Um so fremdartiger erscheinen diese Trümmer einer alten Pflanzenwelt, da es gegenwärtig ganz unmöglich ist, in der Nähe der Küste einen Baum zu ziehen. Denn die West- und Nordweststürme sind so häufig und so wüthend, daß kein junger Baum, der bis an den Rand der schützenden Mauer oder des Felsens heraufgewachsen ist, auch nur um einen Zoll höher wird. Er verliert seine Krone und stirbt ab oder bleibt ein zwerghafter Krüppel. Selbst tief im Innern des Landes sind alle Baumkronen nach Ost oder Südöst umgebogen. Wie soll man die so mächtigen untergegangenen Wälder des Landes erklären? Ferner merkwürdig und räthselhaft erscheint dem Auge die Masse loser Steine, die das Land so bedecken, daß sie oft die Bebauung fast unmöglich machen. Obgleich man aus ihnen meilenlange Wälle zur Umgrenzung der Felder und sogenannten Weiden zusammengeworfen hat, obgleich die weißen Hütten und besseren Häuser mit ihrer Hilfe gebaut sind, so ist die Landschaft doch angefüllt mit den wild umherliegenden Haufen.

Große vulkanische Erschütterungen haben einst diese Küste zerrissen. Sie haben die Felsen zersplittert und umhergeworfen, wie der Wind die Sandkörner zusammenwirft, sie haben den Boden übereinander geschoben, wie das Frühlingswasser die Eisrinde der Flüsse übereinander schiebt; sie haben den Meeresgrund zu Bergen und die Berge zum Boden von Landseen gemacht, haben den Boden durchgeglüht und das alte Leben der Thiere und Pflanzen getödtet. Die Fauna und Flora Irlands sind beide sehr arm, keine einzige Schlangenart ist auf der grünen Insel zu finden.

Unter den malerischen Berggruppen im Nordwesten Irlands zeichnet sich vor allem ein Gebirgszug in der Grafschaft Donegal aus; nicht allein durch seine Höhe, es hebt sich von 1500 bis 2000 Fuß über der Meeresfläche, auch durch seine äußere Form, durch die oft senkrecht aufsteigenden Steinwände, die scharf zugespitzten Gipfel und ein trümmerartiges Aussehen. Auf den ersten Blick erkennt man seinen vulkanischen Charakter, diese Berge sind die Röhren eines unter ihnen hinlaufenden Feuerkanals gewesen. Der östlichste dieser Berge, eine oben abgestachte Felseninsel mitten im Lande, führt den Namen Rockish, von dem irischen Worte Rock = Schwein, da er der irischen Phantasie Aehnlichkeit mit einem auf dem Bauche liegenden Schwein hat. Der mittlere heißt Mine-Gapogh, das Felsenschloß, er zeigt drei sehr spitze Gipfel, ähnlich den drei Thürmen eines Schlosses. Der westlichste endlich, ein Doppelberg, augenscheinlich einst in der Mitte voneinandergeborsten, führt den Namen Errigal. Er ist der höchste von allen und weitberühmt im Lande. Ich bestieg ihn im Mai 1853; er ist ein vollkommener Ke gel, nur nach einer Seite hin flacher, wo der kleinere Nachbarberg sich an ihn legt, der einst mit ihm ein Ganzes gebildet. Auf der Spitze

ragen zwei Hörner, etwa 150 Fuß voneinander entfernt und durch eine zwei und drei Fuß breite Felsenrippe verbunden. Rund herum von oben bis fast zum Fuße decken ihn wild durch- und übereinander gerollte Steinblöcke von der verschiedensten Größe, von vielen Hundert Cubikfuß bis zu der Größe einer Faust herab. Von ferne gesehen gewähren diese riesigen Steine das Ansehen heruntergerollten Sandes und bilden auffallend gresle Streifen verschiedener Farbe, meist ins Röthliche spielend, den Nimsalen heruntergelaufener Ströme vergleichbar. Nur von einer Seite her ist es möglich, den Berg ohne Lebensgefahr zu erglimmen, da die Steine nur lose aufeinander liegen und bei der großen Steilheit der Seiten sehr leicht herabrollen, weshalb die Besuchenden genöthigt sind, neben- und nicht hintereinander zu gehen. Von der ursprünglichen Natur des Gesteins ist wenig übrig geblieben; nur die Gestalt einzelner Krystalle gibt Zeugniß davon. Die Steine sind durch Feuerlut mürbe und undurchsichtig geworden, an einigen Stellen zum feinsten Staube zerrieben. Um den Fuß des Berges befindet sich ein etwa 150 bis 200 Fuß hoher Wall, fast nur aus Erde, mit einzelnen Steinblöcken gemengt. Alles dieses verräth, daß Errigal einst ein sehr thätiger Vulkan war, dessen Feuerschlund bei der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung des Berges im Stande war, die Natur seines Gesteins durch die Hitze zu verändern und der vielleicht lange nachdem seine eigene Wirksamkeit aufgehört hatte, noch eine so heftige Erschütterung von unten erfuhr, daß sich seine äußere Hülle von Erde und Vegetation ablöste und zu seinen Füßen fiel, wie ein Mantel, der dem knochigen Leib eines Riesen entgleitet. Und wie ein alter Riese liegt der Berg da, bis zum Glühen durch harte Arbeit erhitzt, hat er einen Theil seiner Last abgeworfen und seinen Rock ausgezogen. Von den Mändern seines Kraters blieben dem erstorbenen Vulkan nur noch die beiden gegenüberliegenden kleinen Spitzen, das Zwischenliegende auf beiden Seiten sank mit herunter. — So ist er der Gegensatz zu dem breiten behaglichen Muckish, der ruhig und ohne seine Toilette zu verderben, aus dem Niveau der See aufgestiegen ist. Auf der Hochfläche des Muckish wird noch jetzt eine Blume, die sea-pink, in großer Menge gefunden, die sonst nur am Seeufer zu Hause ist; und dazwischen liegen dort oben zahlreiche Muscheln, die durch Form und die Beschaffenheit ihres Kalkgehalts beweisen, daß die Zeiten nicht so fern liegen können, wo sie ihrem Elemente entrissen wurden. Auf der Nordseite hat dieser Berg einen ausgezeichnet feinen Kiessand, nicht dem vulkanisirten Staube des Errigal ähnlich, sondern dem Sande am Seeufer gleich, nur feiner und weißer. Und jetzt erhebt seine Hochfläche sich beiläufig 1800 Fuß über den Meeresspiegel!

Der Verfasser hatte, ehe er Irland sah, so viele recht lebhaft Schilderungen des Glends und der Armseligkeit der irischen Bevölkerung gelesen; und doch war er durch den wirklichen Anblick dieser Menschen überrascht, als habe er nie etwas darüber gehört. Er hofft, daß seine Darstellung, bei der es auf keinen

malerischen und poetischen Effect abgesehen ist, die Wirklichkeit und Unmittelbarkeit der Eindrücke so treu als möglich wiedergeben möge.

Beim Ueberblick einer irländischen Landschaft aus der Ferne, entdeckt das Auge, nachdem es sich mit der äußeren Gestalt der Gegend beschäftigt hat, kleine, erdfarbene Erhöhungen auf dem Boden, die es, wie gesagt, zuerst für zufällige Haufen von Steinen, Erde oder Schutt halten will, da sich eine Regelmäßigkeit der Form selten erkennen läßt. Nähert man sich einem solchen unförmlichen Haufen, so führt etwa ein nahestehendes krüppelhaftes Gesträuch, eine Hecke, eine aufsteigende Rauchsäule und ein sich außerhalb bewegender Gegenstand auf die Vermuthung, daß man es mit einer menschlichen Wohnung zu thun habe. Sehr oft freilich mangeln alle diese näheren Erkennungszeichen und man findet nur verlassene Trümmer dessen, was einst Menschen als Obdach diente. Wir gehen bei solchen Höhlen vorüber, und betrachten eine bewohnte Hütte von außen und innen. Sie ist vollständig von der Farbe des Bodens und zeigt nur in seltenen Fällen die Ueberreste von ehemaligem Kalkanstrich. Sie ist oft aus Torfstücken, meistens aus lose aufeinandergelegten Steinen, an die kein Hammer und Meißel gerührt, und deren Zwischenräume mit genähter Erde ausgefüllt sind, zusammengebaut. Von dem Fußboden bis zum Dach beträgt ihre Höhe selten mehr als fünf Fuß und mit demselben vielleicht zehn bis zwölf. Das Dach besteht aus Stroh, Ginster oder Heidekraut, vermittelst übergelegter Schienen und Weidenruthen an die Sparren oder schrägen Holzstangen im Innern festgebunden. Die Länge und Breite des Gebäudes schwankt zwischen 15 bei etwa 10, und 30 bei etwa 20 Fuß. Es hat gewöhnlich zwei Eingänge, von denen stets der eine mit Stroh, Ginster, Dünger oder einer Mischung von allem dem verstopft ist, der Eingang nämlich, welcher der augenblicklichen Windrichtung zugekehrt liegt. Eine Thür ist selten, gewöhnlich vertritt diese ein aus Stroh oder Ginster gefertigtes dickes Geflecht, ähnlich dem, welches die Kohlenbrenner zu gleichem Zwecke verfertigen. Es hat diese Vorrichtung den Vortheil, daß sie zugleich als Windschirm an die eine oder andere Seite des Eingangs außerhalb gestellt werden kann. Wo überhaupt Fenster vorkommen, bestehen sie zumeist aus einem Stück, können nicht geöffnet werden und sind so sehr mit undurchsichtigen Stoffen beschmutzt und verstopft, daß sie kaum noch ein Recht auf ihren Namen haben. Gewöhnlich sind die Fensterlücken, etwa 2 Quadratfuß groß, mit Stroh locker ausgefüllt, oder mit einem getrockneten Schaffelle überspannt, oder ganz offen, auch wieder je nach dem Winde. Meistens ist statt des Schornsteines ein Loch im Dache gelassen, seltener steht darüber ein halbumgesunkenes altes Faß, dessen Bestandtheile nur durch einen oder zwei Reifen zusammenhalten; höchst selten nur steht man einen roh gemauerten Kamin. Diese Vorrichtungen sind immer an einem der Giebelenden der Hütte. Von einem Wege zum Hause und einem freien Raume vor demselben ist kaum eine Spur vorhanden. Die Insassen und

Besucher sind genöthigt, sich über Düngerhaufen und durch Unflath aller Art den Zugang zu suchen. — Betritt der Fremde das Innere der Hütte, so hält ihn die Vorsticht zunächst an der Thüre fest, so groß ist der Wirrwarr und das Ungewöhnliche des Anblicks drinnen. Abgesehen von der Schwierigkeit eines Eindringens in das bunte Durcheinander der lebenden Wesen und abgesehen von allerlei Rücksichten gegen die eigenen Kleidungsstücke, kostet es auch ziemliche Mühe, sich in der eigenthümlichen Anordnung der Geräthe zurechtzufinden und einen sichern Tritt für den Fuß zu ermitteln. Da liegen ein Spaten, eine Hacke, ein alter Besen, eine Leiter, ein Bettfack, ein alter Stiefel, eine Stuhllehne, ein zerbrochener Kochtopf und ein Bündel Reiser nebst Torfstücken gemischt über- und zwischeneinander, und alles das ist schwer zu erkennen und erscheint dem Auge erst nach und nach, da ein Halbdunkel in dem Raume herrscht, denn oft dringt das Licht nur durch die Thüre, gewöhnlich ist auch die ganze Hütte mit einem dicken Rauche erfüllt, der erst dann sich einen Ausweg sucht, wenn ihm seine eigene Dichte unerträglich wird. An einem Ende der Hütte erblickt man endlich die Feuerstelle, die freilich nichts weiter ist, als eine Stelle auf dem Boden, ohne alle Abgränzung von dem übrigen Raume. Dort pflegt man den Torf zu einer Pyramide aufzuschichten und sodann anzuzünden. Ein Haken in der Mauer hält den eisernen Kochtopf über dem Feuer. Rund um dasselbe stehen entweder mehre dreibeinige kleine Stühle oder Schemel oder es liegen ebenso viele Häufchen Torf als Sitze umher. Statt Torf und Schemel findet man aber sehr oft auch nur Häufen gebrochener Flachsstengel, die man umsonst aus den Flachsmühlen holen kann und die als Feuerung, Sitze und Lager dienen. Bei günstigerer Einrichtung des Raumes steht nicht sehr weit von dem Feuer eine Art Bettstelle, deren unterer Raum wol als Bewahrungsort der Kartoffelvorräthe dient und die mit Stroh spärlich ausgefüllt, einige Fragmente von Strohsäcken und leinenen oder wollenen Decken von unbeschreiblicher Farbe enthält. — In der Nähe dieses Bettes findet sich ein Gegenstand, der einem jeden Reisenden, als seltsam vom übrigen abstechend, auffällt. Es ist ein kleines Spint oder eine ähnliche Vorrichtung, um die irdenen und auch wohl porcellanenen Geräthe der Familie zu bewahren. Dort verweilt das Auge mit einiger Erholung, denn es entdeckt wenigstens einige Ordnung, einige Reinlichkeit und ein mäßiges Bestreben nach guter Einrichtung. Die Teller, Schüsseln, Tassen, Töpfe, Kessel da sind ziemlich sauber, meist sehr bunt, denn der Irländer liebt die grellen Farben. Aus letzterem Grunde stellt er mit Pietät dort auch die Scherben solcher zerbrochenen Gefäße auf, die sich durch grelle Bilder auszeichnen. Ist die Hütte eine der besseren Art, so ist der Raum, der bis jetzt beschrieben wurde, durch eine Wand von dem anderen Ende derselben getrennt und vorzüglich den menschlichen Bewohnern bestimmt; ist sie dagegen eine der gewöhnlichen, so kann das Auge ungehindert auf der andern Seite des innern

Raumes die untergeordneten Bewohner mit ihren Bequemlichkeiten erblicken. Zwei aufrechte Stangen, von denen die eine durch einen sehr einfachen Mechanismus etwas nach der Seit verschoben werden kann, halten dort die Kuh, wenn eine solche vorhanden, in einer Art Schraubstock fest, so daß sich ihr Kopf vor, ihr übriger Körper hinter den Stangen befindet. Man spart so die Kette. Dieselbe Einrichtung, nur vollkommener, ist auch in den besseren Pächterwohnungen zu finden. Eine nicht angebundene Kuh in einem und demselben Raume mit Menschen würde auch nach der Ansicht des Irländers oft störend auf den Comfort wirken können, darum hält man sie durch zwei Stangen in Ordnung, von allen andern thierischen Hausgenossen besorgt man nichts so Urges und läßt sie frei umhergehen. Ziege, Schwein, Schaf, Gans, Hund, Kaze haben zum Kochtopfe, zum Bette und allen andern Winkeln freien Zutritt und thun sich auch gar keinen Zwang an. Man kann sie oft, in der ungenirtesten Weise kreuz und quer rennend, spielen und zanken sehen und nur, wenn sie brutal werden, bringt sie der kräftig angewandte Kochlöffel oder das heiße Rührholz zur Ordnung zurück. Im Allgemeinen aber sind sie merkwürdig friedlich und anständig und gewähren denselben Genuß höherer Bildung und guter Sitten, wie die Thiere von feindseliger Art, die in einem Käfige beisammen zum Beschauen umhergeführt werden. Sie bilden nebenbei angenehme Gespielen für die Kinder, die mit ihnen sehr vertraut umgehen; oft genug beschauen sich ein junger Irländer und ein junges Schwein zugleich aus dem Fensterloche die Gegend. — Um die Beschreibung der innern Hütte zu vollenden, ist noch zu bemerken, daß sie keine Decke, keinen Söller oder zweiten Stock hat, sondern daß der Dachraum mit dem unteren eine Einheit bildet. Das Baumaterial solcher Wohnungen ist so häufig und nahe, die Bauart ist so einfach und eine Hütte ist darum mit Hilfe einiger Nachbarn, die dazu für ein Glas Whiskey stets bereit sind, so schnell errichtet, daß der Irländer, wenn er bei Auswanderung oder Umzug von ihr scheidet, nicht daran denkt, sie zu verkaufen oder abzubrechen, um etwa das Taugliche zu einem neuen Hause zu verwenden, er läßt sie stehen, wie sie war und reißt etwa nur das Dach herunter, um sich dabei zu guterlezt zu wärmen, oder ein kleines Freudenfeuer zu machen. Aus diesem Grunde sind in einem nicht sehr großen Bezirke Hunderte solcher Ruinen zu sehen, die meist in den letzten Jahren verlassen wurden, wo gegen zwei Millionen Irländer ausgewandert sind. Das traurige und verlassene Ansehen zahlreicher Gegenden hat dadurch einen wahrhaft schauerlichen Charakter erhalten. — Diese Wohnungen der Irländer liegen fast immer einzeln, selten sind zwei, drei oder mehre beisammen, Dörfer kennt man in Irland nicht. Ihr äußerst elendes und dürftiges Aussehen wird dadurch erhöht, daß sie nackt dastehen, selten einen Baum in der Nähe haben, oft nicht einmal ein Gebüsch oder eine Hecke. Nur in weitemweiter Entfernung sieht man einmal ein besseres, wenigstens weißes Pächterhaus oder die

stattliche Wohnung eines reichen Landbesizers, Erquickungen für das Auge. Diese bessern Häuser sind denn auch wohl, wenn es die Lage gestattet, mit Pflanzungen und Wäldchen umgeben.

Das romantische Epos.

Carlo Zeno, eine Dichtung von Rudolph Gottschall. Breslau, Trewendt u. Granier. —

Wir haben von dem früheren Versuch dieses Dichters „die Göttin“ im Jahrgang 1852, 4. S. 121 eine ausführliche Kritik gegeben; wir benutzen das gegenwärtige Werk, die Gesetze der Gattung, der es angehört und auf die wir schon häufig haben eingehen müssen, da sich die Vorliebe für das romantische Epos immer mehr verbreitet*), ausführlich und im Zusammenhang zu entwickeln. Wir gebrauchen absichtlich den Ausdruck Gesetze statt des gewöhnlichen Ausdrucks Regeln, da der letztere etwas Gemachtes, Willkürliches und Conventionelles andeutet, während das Gesetz sich aus der innern Natur der Gattung mit Nothwendigkeit ergibt. Weil man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einiger Mühe die Fesseln der traditionellen Regel gebrochen hatte, die aus Frankreich überkommen war, so war man sehr bald geneigt, den Begriff der Regel und des Gesetzes aus der Poesie überhaupt zu verbannen, und mit Ausnahme von Goethe und Schiller, die auch bei ihren poetischen Schöpfungen immer ein strenges Gesetz vor Augen hielten, haben die deutschen Dichter sich beeifert, nach Belieben zu improvisiren, ganz überzeugt, durch ihren Instinct immer auf das Richtige geleitet zu werden. Nun ist es allerdings das Kennzeichen des echten Genies, ohne weitere Ueberlegung so zu handeln und zu schaffen, wie es zweckmäßig ist, und der Irrthum lag nur darin, daß unsere Dichter sich ohne alle Ursache das Prädicat des Genies beilegten. Ja, wir gehen noch weiter. Auch die geniale Kraft reicht zu classischen Schöpfungen nur unter besonders glücklichen Umständen aus, d. h. nur in einer Zeit, die selber classisch ist und die angemessenen Stoffe und Formen sowol in reicher Fülle als in einheitlichem Zusammenhang dem Künstler darbietet. Eine solche Zeit war weder die von Goethe und Schiller, noch viel weniger die unsrige. Jene Dichter mußten die Basis ihrer Dichtung, die in einem classischen Zeitalter die Natur hervorbringt, mit schwerer Anstrengung sich selber schaffen, sie

*) Im vorigen Jahr haben wir u. a. besprochen: Julian, von Eichendorff (2. S. 420); die Malkönigin, von W. Müller; Alma, von Stiebrich; Rosenegger Romanzen, von v. d. Traun; der Hort der Dichtung; die Lilie vom See, von M. Horn (2. S. 367); Dolores; Giovanna, von A. Löhn (3. S. 433); die Uebersetzung Firdniss, von Schack (3. S. 180); Fischer Martin, von Mörke (3. S. 267); Habana, von Böttger; Werdenberg, von Bornhauser (3. S. 297); Uda, von Bodenstedt (4. S. 364).